

# HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 29. August 2010 um 10 Uhr  
13. Sonntag nach Trinitatis

„Gott ist verletzlich, denn Gott ist die Liebe“

Predigttext: 1. Johannes 4, 7-16

Hauptpastor Christoph Störmer

7 Ihr Lieben, lasst uns einander lieb haben; denn die Liebe ist von Gott, und wer liebt, der ist von Gott geboren und kennt Gott.

8 Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.

9 Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, damit wir durch ihn leben sollen.

10 Darin besteht die Liebe: nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden.

11 Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben.

12 Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen.

13 Daran erkennen wir, dass wir in ihm bleiben und er in uns, dass er uns von seinem Geist gegeben hat.

14 Und wir haben gesehen und bezeugen, dass der Vater den Sohn gesandt hat als Heiland der Welt.

15 Wer nun bekennt, dass Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibt Gott und er in Gott.

16 Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat:

**Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.**

Liebe Gemeinde,

der nüchternste Satz zuerst:

„Niemand hat Gott jemals gesehen“ – so heißt es in der Mitte des Briefabschnitts, der dem Predigttext zugrunde liegt. Das ist wohl wahr. Und diese nüchterne Erkenntnis – sie hat wohl Gültigkeit durch den Lauf der Zeiten. Auch 2000 Jahre nach der Niederschrift dieses Briefes, dessen Autor die Bibel Johannes nennt und der kaum identisch ist mit dem Jünger Johannes, müssen wir das wohl bestätigen. In dieser Frage sind wir mit unserem Wissen keinen Schritt weiter und genau so schlau wie die Menschen damals. Niemand hat Gott jemals gesehen.

Es gibt die erbauliche Geschichte Tolstois vom „Gottschauen“. Da hat ein König alles gesehen in seinem Leben, doch bevor er stirbt, begehrt er noch dieses eine: Ich will Gott schauen. Schließlich, nachdem alle seine Weisen und Ratgeber haben kapitulieren müssen vor diesem Wunsch, kommt ein schlichter alter Mann vor den König und will ihm die Antwort geben. Dazu fordert er ihn auf, vom Thron herabzusteigen, ins Freie zu treten. Dort fordert er ihn auf, direkt in die Sonne zu schauen. „Bist du verrückt! Das kann ich nicht. Dabei werde ich geblendet und verliere mein Augenlicht.“ Und so wird der König belehrt: Wenn er nicht einmal einem der geschaffenen Dinge ins Auge schauen könne, wie dann dem Schöpfer?

„Niemand hat Gott jemals gesehen.“

Vielleicht gleicht der Wunsch, Gott zu sehen, auch eher einem Blinde-Kuh-Spiel, es ist wie beim Topfschlagen: Man tastet sich mit verbundenen Augen durch die Landschaft seines Lebens, stößt mal hier an, mal dort, mal fühlt man sich ganz verloren, mal ganz nahe dran. Einige rufen: heiß, heißer, und das feuert einen an, bestärkt einen in der Motivation, gleich am Ziel zu sein. Und manchmal, wenn man gar nicht auf die anderen hört, denn die können einen ja auch bewusst in die Irre führen und sich einem Spaß mit einem machen, wenn man sich also allein auf die eigene Intuition und innere Suchbewegung konzentriert, dann kann man auch selbst beim Tappen durch das Dunkle von diesem Gefühl beschlichen werden: Ich spüre es deutlich: Ja, da ist es, ich bin ganz nah dran. Doch wenn man meint, es erfasst und in der Hand zu haben und sich, um ganz sicher zu sein, die Binde von den Augen reißt, dann entzieht sich einem jeder handfeste Beweis: Gott ist nicht zu sehen.

„Niemand hat Gott jemals gesehen.“

Vielleicht kennen Sie auch diese Geschichte:

Ein Philosoph und ein Pastor streiten sich darum, welcher der beiden von ihnen vertretenen Disziplinen der höhere Rang zukomme. Spöttisch meint der Pastor: „Philosophie ist, als ob jemand in einem dunklen Raum mit verbundenen Augen eine schwarze Katze sucht, die es gar nicht gibt.“

Worauf der Philosoph antwortet: „Theologie ist, als ob jemand in einem dunklen Raum mit verbundenen Augen nach einer schwarzen Katze sucht, die es gar nicht gibt und plötzlich ruft: Ich hab sie!“

„Niemand hat Gott jemals gesehen.“

Muss man sich am Ende mit einem agnostischen Standpunkt begnügen, also mit einem „Ich weiß nicht“? Mit einem „Ich habe die Katze nicht im Sack“?

In unseren Tagen wird ja von manchen ein noch schrillerer, aggressiverer Standpunkt vertreten: Weil niemand je Gott gesehen hat, weil es den Gegenstand der Theologie, Gott, gar nicht gebe, sei das ganze System Glaube ein Wahn, ein Gotteswahn, eine Schimäre, ein einziges Trugbild.

Gott – ein Trugbild?

Es ist ja wahr: Es gibt viele Menschen, die sich durch eine christliche Erziehung zuhause oder kirchliche Sozialisation in Kindergarten oder Gottesdienst irgendwann betrogen fühlen. Die das, was ihnen vermittelt wurde, plötzlich oder auch schleichend als Lug und Trug empfinden, als nicht kompatibel, nicht in Einklang zu bringen mit der eigenen Welt- und Lebenserfahrung.

Dass Gott die Welt „so herrlich regieret“, wie es in einem der bekanntesten Gesangbuchlieder von Gott als dem „mächtigen König“ heißt, halte auch ich für einen naiven Kinderglauben, an dem man als erwachsener Mensch nicht mehr ungebrochen festhalten kann. Weil nicht herrlich regiert wird, wenn – um nur ein Beispiel aus der letzten Woche zu nennen – drei minderjährige Kinder gleich beide Elternteile innerhalb einer Woche durch Krebs verlieren. Und es gibt schlimmere Schicksalsschläge und Verbrechen, und es gibt wohl bei einem jeden von uns ganz persönliche Erfahrungen, die einer Vertreibung aus dem Paradies eines naiven Gottvertrauens gleichen, bittere Schicksalsschläge, die die Gewissheit „Ich habe ihn, meinen Gott, meinen Glauben“ zerschellen lassen an einer schrecklichen Realität.

„Niemand hat Gott jemals gesehen.“

Ja, da hat unser Briefschreiber recht. Und dennoch gebraucht er das Wort „Gott“ geradezu inflationär. Gleich 18x kommt es vor in unserem Abschnitt. Das hat schon geradezu beschwörenden Charakter. Aber wenn einer ständig den Namen Gottes im Munde hat, dann kann das auch nerven.

Deshalb will ich mal einen Versuch machen. Ich will das Wort mal für einen Gedankengang lang ausblenden und dem Vorschlag vieler Kritiker des Glaubens folgen und es einmal ohne die Hypothese Gott versuchen. „Niemand hat Gott jemals gesehen“ – also vergessen wir ihn mal eine Weile und konzentrieren uns auf das andere Zentralwort unseres Predigttextes, das ebenfalls 18x vorkommt. Das Loblied der Liebe. All you need is love. „Ihr Lieben, lasst uns einander lieb haben.“ Wer wollte dem widersprechen. Die Liebe ist das Größte, auch das größte der Gefühle. Hassen ist auch ein starkes Gefühl, ebenso wie Angst haben – um die beiden anderen ganz starken Kräfte zu nennen, die einen Menschen erfüllen, besetzen, ja, in Krankheit und Wahnsinn treiben können. Die Liebe ist das Größte und Schönste der Gefühle. Wer wollte das bezweifeln. Ein Mensch, der sich geliebt weiß, ein Mensch, der sich verliebt, ein Mensch, dem es gelingt, die Welt um sich, den Schmetterling auf der Wiese wie die Wolken am Himmel oder die Kassiererin im Laden mit liebevollen Augen zu sehen, dem verwandelt sich alles, der entgiftet sich täglich und der entfremdet die Welt, der ist ein Segen, ein Lichtblick und Geschenk für andere.

Nur, die Liebe kann einem abhanden kommen, mal schleichend, fast unmerklich, mal dramatisch. Sie kann zerbrechen, und das kann mindestens so schmerzhaft und erschütternd sein wie die Erfahrung, dass Gott einem abhanden kommt. Die Liebe kann einen zum Größten anstiften, zum Dichten, zur Musik, zum Engagement für den Nächsten, sie kann einen zum Menschenfreund machen. Die Liebe kann Menschen zur Entfaltung und Landschaften zum Blühen bringen, sie kann zerstrittene Menschen, Familien, Nationen heilen.

Aber die Liebe, die enttäuschte zumal, kann einen auch zum Mörder machen. „Aus Liebe kommt, ach das tut weh, so schnell das blinde Hassen“ hat Wolf Biermann gesungen.

Ach die Liebe, sie ist unbeständig, ein unordentliches Gefühl, sie kann sich als Schimäre erweisen, als Trugbild, wie Gott. Obwohl man von ihr nicht sagen könnte: Niemand hat sie je gesehen.

Wie kommen wir hier weiter?

Ich glaube, es geht nur, indem wir uns auf beides wieder einlassen. Das ist ein Wagnis, beides, die Liebe und Gott. Es hilft jedenfalls nicht, aus enttäuschter oder vergeblich ersehnter Liebe die Liebe zu vergessen und ins Reich der Utopien, des Nirgendwo zu verstoßen. Es hilft nicht weiter, aus enttäuschtem Gottesglauben sich resigniert ins kleine Ego zu verkriechen. Sondern man muss – ach, man muss gar nicht, aber solange das Leben noch bei mir anklopft und ich morgens aus dem Bett finde, lohnte doch der Versuch, dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hinhalten, um eine Wendung Hilde Domins zu gebrauchen, dem Wunder Liebe, dem Wunder Gott.

Und dabei hilft nun wirklich, davon bin ich überzeugt, beide in einem Atemzug zu nennen. Gott und Liebe gehören zusammen.

Wenn ich das zum inneren Mantra erkläre, verschiebt, verändert sich was. Denn dabei verändert Gott seine Farbe, seine Eigenschaften. Wenn Gott sich auf Liebe reimt, dann kann er sich nicht auf Macht gründen. Denn Liebe und Macht-, gar Gewaltausübung passen nicht zusammen. Wenn Gott Liebe ist, dann ist er nicht einsam und allein und außerhalb der Welt, sondern in Beziehung, im Kontakt, in Begegnungen erfahrbar. Wenn Gott Liebe ist, dann verliert er alles Substantivische, dann löst er sich aus allen erstarrten, statischen Begriffen und Bildern, dann wird er tätig, kommt in Bewegung, ist so etwas wie eine strömende, pulsierende Gegenwart, ein Fluidum. Wenn Gott Liebe ist, dann ist er im wahrsten Sinn des Wortes ein Interesse, ein Inter-esse, ein Dazwischen, etwas, was sich abspielt und ereignet im Zwischenraum zwischen dir und mir. Dann spielt er sich ab, dann bringt er sich ein, dann gewinnt er Raum dialogisch.

Theologisch und christlich gesprochen kommt Gott so in Bewegung, dass er nicht bei sich bleibt, sondern seinen Thron verlässt und runterkommt und sich reinkniet ins irdische Leben. In einem Weihnachtslied heißt es so klar: „Er entäußert sich all seiner Gewalt, wird niedrig und gering.“ Wenn Gott Liebe ist, dann wird er also verletzlich wie wir, dann blutet ihm das Herz, dann weint er mit seinen Menschenkindern, dann mischt er sich ein in unsere menschlichen Affären und Geschäfte und löst auch uns aus Erstarrungen und Fixierungen, aus festen Bildern und Rollen. Wenn Gott Liebe ist, kommen die Dinge in Fluss. Kurt Marti sprach mal von der „geselligen Gottheit.“ Gott will sich uns zugesellen, nicht nur bei Tisch, wenn wir beten: Sei du unser Gast.

Ja, Gott ist dann wie ein Wärmestrom. Sich auf diesen Wärmestrom einlassen, das könnte ich vergleichen mit Schwimmenlernen. Gott ist schon immer da – ich muss mich nur hineinwagen in seine Gegenwart. Und mich natürlich bewegen und dabei versuchen, seinen Pulsschlag, seinen Atem aufzunehmen, wenn ich mich rauswage von vermeintlich sicheren Ufern.

Unser Namenspatron Petrus hat es ja vorgemacht. Mutig wagte er sich raus, auf die Gegenwart Gottes vertrauend, beherzigte er die Worte Jesu. Dass ihn dabei auch Angst umschlich, ob das Fluidum, ob die ihn umströmende Gegenwart Gottes auch tragen würde, ist nur menschlich. Aber er ging ja nicht unter, als er zu versinken drohte. Und das ist wohl bis heute so: Wer sich rauswagt, wird eine helfende Hand finden oder ein mitfühlendes, aufrichtiges Wort.

Gott ist Liebe – wenn mir das zum Mantra, zum innersten Klang und Gesang wird, dann kann ich verstehen, wie wichtig dieser Kirchenraum für die vielen Menschen täglich. Dann verstehe ich, wie wichtig es ist, diesen Raum einladend, gastfreundlich zu gestalten. Denn hier setzen sich täglich – in den Bankreihen, vor den Kerzenflächen Menschen mit Gott zusammen, um miteinander ins Reine zu kommen. In innerer Zwiesprache sich trauen, einander anvertrauen. Aus der Stille heraus, vielleicht auch beim Entzünden einer Kerze, merken (und jetzt singe ich den Vers aus Lied 98):

„Liebe lebt auf, die längst erstorben schien. Liebe ist wie Weizen, und ihr Halm ist grün.“ Amen.